

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 27.

Posen, den 2. Februar 1928.

2. Jahrg

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Das wäre auch noch schöner, Signore!“ drohte Crivelli mit bestürztem Gesicht. „Sie sind für mich im Dominospiel eine todsichere Rente, wo soll ich einen Partner wie Sie wiederfinden?“ Er versprach, den Paß zu verschaffen und ließ sich den Anmeldebchein sowie zwei Bilder des jungen Herolder geben. Drei Tage später besaß Bransjen einen Paß. Die Folge aber war, daß er einen Abend lang gezwungen war, den ganzen Inhalt der gelben Mappe zu verschlingen: lyrische Gedichte. Stillschweigend verlangte Crivelli ein bißchen Bewunderung für seine Gefälligkeit. Bransjen hielt auch durch, als er aber auf den Vers stieß:

„Komm auf meine Loggia,  
Von dort siehst du Chioggia!“

da stopfte er die Papiere in die Mappe zurück.

Noch bis spät in die Nacht hinein saß er mit Herolder in der „Kasüte“. Es brannte eine altertümliche Petroleumlampe, welche die Profite der Freunde in scharfen, überlebensgroßen Schatten an die Wand warf. Die Schatten sahen dicht zueinander geneigt.

„Wir haben alles getan, was wir tun konnten,“ sagte Herolder aus einer Rauchwolke heraus. „Ich denke mir, daß es nur noch etwas Fett bedarf, um die letzten Wunden zu heilen. Ein Winter noch, und man wird kaum noch wissen, wer Bransjen ist und wer Pester war.“

„Glaubst du das wirklich?“ fragte Bransjen.

Herolder traf ihn mit einem plötzlichen Blick. „Ich bin davon überzeugt, mein Junge! Die Welt vergißt schnell! Ist es nicht wahr, daß du selbst die Frau, die du aus blinder Liebe getödet, vergessen hast?“

Bransjen schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts vergessen.“

„Du hast, mein Junge, verlaß dich darauf!“ Der Schatten Herolders an der Wand erhob sich und wurde groß und breit. „Was ist mit Kasaella?“ fragte er und biß fast das Mundstück seiner Pfeife durch. Seine Augen wurden schmal wie Striche. „Liebst du sie?“

Bransjen blinnte ihn betroffen an. „Ich habe Kasaella gern.“

Herolder setzte sich wieder, aber er zog den Stuhl noch dichter zu Bransjen heran. „Ein Wort noch, mein Junge. Ich habe dir aus der Patsche geholfen und setze dir auch weiterhin deinen Weg. Ich kenne Kasaella und kenne dich. Du mußt deine Hände von ihr lassen, Bransjen.“ Und nach einer ganzen Weile sagte er: „Wie, wenn du Kasaella zu deiner Geliebten machtest? Wie, wenn sie dich eines Tages betröge? Du würdest sie vielleicht erschließen.“ Herolder schwieg und fuhr abermals nach einem langen Schweigen fort: „Ich bitte dich also, Bransjen, Kasaella aus dem Spiel zu lassen.“

Bransjen nickte. Er hatte kein Recht, dem Fischer zu widersprechen. Vielleicht hatte er sogar recht.

„Ich habe dir einen Paß besorgt, mein Junge. Du kannst von uns gehen, wann es dir beliebt. Du trägst meinen Namen, und ich freue mich, einem Menschen geholfen zu haben. Du kannst bei mir bleiben, solange du willst. Aber du mußt dich meinen Anordnungen fügen, Bransjen!“

In dieser Nacht schloß Bransjen kein Auge. Nicht, daß er sich nicht von Kasaella trennen konnte! Aber er fühlte zum ersten Male, wie es war, wenn ein Freund dem Freund kein Vertrauen schenkte. Bransjen schränkte nun seine Begegnungen mit Kasaella ein. Er ging nicht mehr mit ihr ins Kino. Ab und zu sah er sie, wenn er sie zufällig traf, und in mancher einsamen Stunde dachte er mit einem starken Liebesgefühl an sie.

Nach einer Woche erhielt er einen Zettel von ihr, den ihm Bissolo zusteckte. Auf dem Zettel stand: „Bitte, Don, komme heute abend.“

Bransjen kam, obwohl er . . .

Er ging auf Umwegen zu ihr, um möglichst nicht gesehen zu werden. Scheu um sich blickend, verschwand er in dem Toreingang ihres Hauses. Er stieg die Treppen hinauf und freute sich, bald die geliebte kleine Hand zu küssen. Es war ein festlicher Augenblick; ein Glanzpunkt in der Dede seiner eintönigen Tage.

Bransjen klopfte und trat ein. Er ging durch mehrere Zimmer und rief: „Kasaella!“

„Don!“ antwortete durch ein paar Türen eine helle Stimme.

Kasaella erschien ihm anders als sonst. Sie lief hastig auf ihn zu und war im höchsten Grad erregt, auf ihren Wangen bildeten sich zwei heiße, rote, kreisrunde Flecke. Ihre Augen aber leuchteten ihm wie ganz dunkles Bernstein entgegen. Sie streckte die Hand aus und sagte scheinbar nonchalant: „Tag, Don!“ — Kasaella war wie zu einem Fest gekleidet. Sie trug das schwarze Spitzenkleid, das Bransjen liebte. Sie trug eine Anzahl von Ketten um den Hals, Glasperlen in allen Farben. Sie trug an den Fingern ein Duzend Ringe, schlichte Goldreifen mit sehr großen Halbedelsteinen, Topasen, Amethysten, Lapislazuli, synthetischen Rubinen. Sie strömte ein sehr starkes, süßes Parfüm aus, das auf die Stirne ging. In ihrem braunen Gesicht blitzten ihre weißen Zähne. Sie sagte: „Da bist du ja wieder, Don!“

Bransjens Gesicht kam ihr näher. Sein Mund lächelte, mit etwas schief gezogenen Lippen. Seine grauen Augen wurden größer; es sah genau so aus, als wenn er Kasaella küssen wollte. „Wie geht es dir, Kasaella?“ fragte er leise. Und sein Gesicht entfernte sich wieder.

Sie sagte: „Warum bist du in der letzten Zeit nicht gekommen? Ach, was hast du denn nur? — Wie dumm bist du doch, Don. Da läßt du mich eine ganze Woche allein sitzen. Und ich sitze hier und warte auf dich. Mannina läßt mich schon aus. Ich bin so dumm, Don!“

„Ich konnte nicht kommen, Kasaella,“ sagte Bransjen.

„Aber jetzt bist du da!“ flüsterte sie zärtlich und schritt dicht an ihn heran, so daß all ihre bunten Perlen zu klirren anfingen. „Magst du etwas haben, Don?“

„Nein, ich danke.“

„Du mußt aber, Don.“ Auf dem Tisch standen zwei geschliffene Gläser. Rafaella nahm eine stroh- umflochtene Schale aus dem Schrank und goß ein. Sie reichte ihm sein Glas mit einem offenen Lächeln. „Trinken wir, Don!“

Er stieß sein Glas an das ihre. Während sie trank, blickte sie ihm gerade in die Augen. Es war ein sehr scharfes, herbes Getränk; sie verzog aber keine Miene. Hierauf rauchte sie eine Zigarette und erklärte: „Wir wollen keinesfalls hier bleiben. Wenn es dir recht ist, so will ich dich irgendwohin führen, wo es sehr schön ist.“

„Gern, Rafaella.“

Rafaella widelte sich in einen Schal. Sie trat vor einen Spiegel und tupfte ihre Frisur zurecht. Ganz in ihren eigenen Anblick versunken, fragte sie entzückt: „Gefalle ich dir heute abend, Don?“

Statt einer Antwort küßte er sie auf den Hals. Sie duckte sich unter seinem Kuß und drehte sich um, so daß ihr Gesicht nahe dem seinen war. Ihre Augen funkelten wild. Er sah sie an, ganz benommen von ihrem betörenden Parfüm. Es sah aus, als wenn sie ihn umschlingen wollte, doch sie tat es nicht. „Wir wollen jetzt gehen,“ sagte sie und nahm ihn unter den Arm. Sie gingen schnell durch die enge Straße, in der die Schleier der Dämmerung lagen. Sie gingen die ganze Straße hinauf, bis die letzten Häuser kamen. Dann aber kam das Meer.

„Wo führst du mich hin, Rafaella?“

„Oh, warte!“

Rafaella führte ihn an ihre „Yacht“, an ihr klägliches Segelboot, das den Namen „Pietro“ führte. „Pietro“ lag schaukelnd im Flet, dort, wo sich der Kanal mit dem Meer verband. „Wir wollen einen Ausflug machen, Don. Es ist noch nicht spät, wir können den Abend auf dem Wasser sein.“ Sie sprang ins Boot und reichte ihm die Hand. „Komm!“

Der Wind griff in die Segel, und die noch blasse Scheibe des Mondes schwebte über ihnen. Bald waren sie so weit von der Stadt entfernt, daß die Lichter Chioggias wie winzige gelbe Tupfen aus sahen. Das Meer sang mit tausend Stimmen, die sich orkanartig verschmolzen. Rafaella stand an den Mast gelehnt, hochaufgerichtet, und starrte mit leidenschaftlichen Blicken in die Wellen.

Bransen sah zu ihren Füßen und sah zu ihr hinauf. Sie schien ihm sehr groß zu sein, sehr begehrenswert. nur ihre Hand zu nehmen und sie zu sich hinunterzuziehen. Ihre Haare lösten sich und flatterten.

Bransen dachte: „Wenn ich dich nehmen würde, Rafaella, und wenn du mich morgen betrügen würdest, Rafaella, würde ich dich dann töten?“ Er lächelte im Geheimen. „Nein, Rafaella, ich würde dich nicht töten. Es würde mir vielleicht weh tun, aber es würde mich nicht lange schmerzen.“ Und er fühlte, daß er dieses heiße, schöne Mädchen nicht liebte. Es war etwas anderes. Nicht das, was ihn mit Vester verbunden hatte.

Aber da das Meer so laut schrie, und da der Mond und die Lichter so fern und stumm waren, da in der Luft Rafaellas süßer, schmeichelnder Duft lag, da ihre Fingerspitzen ihn berührten, verwirrten sich seine Sinne, und er erhob sich und legte seine Hände um ihre Schultern.

Sie blickte ihn an und schüttelte ein wenig, stumm, ihren Kopf mit den wehenden Haaren. Sie sah sein Gesicht vor sich und versuchte, etwas darin zu lesen.

Plötzlich machte sie sich frei. Sie sagte: „Ich habe dich nicht auf das Meer geführt, Don, ich habe dich auf das Meer gelockt.“

Bransen lachte laut, näherte sich ihr um den Schritt, den sie zurückgewichen war, und griff in ihr flatterndes Haar.

Mit einer schnellen Bewegung riß sie sich los. „Don, ich habe mein bestes Kleid angelegt und habe mich geschmückt, wie ich konnte. Das geschah deinetwegen,

dieses außergewöhnlichen Abends wegen. Gib mir deine Hand, Don. Sage mir, ist es wahr, daß du mich nicht liebst?“

„Es ist nicht wahr, und es ist nicht unwahr, Rafaella.“

„Du weichst aus, Don. Das ist häßlich von dir. Schau, ich liebe dich. Ich liebte dich vom ersten Augenblick an. Sage mir: „Spring ins Meer,“ und ich gehorche dir. Aber sage mir zuvor, daß du mich liebst.“

Bransen senkte den Kopf und schwieg.

„Nein, Don, sage es nicht; denn ich will ja nicht, daß du lügst. Ich weiß nicht, was ich rede, Don. Es ist dummes Zeug. Ich verlange auch nicht, daß du mich liebst. Verzeihe mir. Aber ich verlange,“ — ihre Augen begannen plötzlich zu blitzen — „ich verlange . . .“ Sie brach ab und blickte ihn zornig an. „Don, warum mußtest du mich beleidigen? Don, was habe ich dir denn getan, daß du mich verleugnest!“

Bransen hielt ihrem Blick stand. „Ich habe dich nicht verleugnet, Rafaella.“

„Ja, ja,“ schrie sie, lauter als das Meer schrie. „Du hast es getan!“ Und sie flüsterte: „Du hast mich bei deinem Vater verleugnet! Das weiß ich von ihm selbst! Ich habe deinen Vater nach dir gefragt, warum du nicht mehr kämst, und dein Vater sagte mir: „Laß ihn gehen, Rafaella. Er will dich nicht. Ihr paßt auch nicht zueinander. Er spricht nicht gut über dich.“ Warum hast du das gesagt, Don?“

„Das sind Lügen,“ entgegnete Bransen bleich.

„Lügen?“ fragte sie. „Gibst du mir darauf dein Wort?“

„Ja, bei meiner Ehre, das sind Lügen!“ sagte Bransen.

Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn auf den Mund. „Don!“ Er hielt sie und ließ sie nicht frei. Sein Kopf brannte, das Meer versank. Die Lichter in der Ferne tanzten. Das Boot tanzte. Es stieg und fiel. Manchmal spritzten Wellen über den Bord und rannen bis zu ihren Füßen.

„Liebst du mich, Don?“ Ihre Stimme sang.

„Ich glaube es, Rafaella.“

Rafaella sang in der Umarmung, in der Wolke des sie einhüllenden Duftes: „Don, ich liebe dich auch. Don, nimm mich zu deiner Frau.“

Und Bransen erwachte aus seinem Rausch. Er ließ die Arme sinken. Sein Blick wurde beherrscht. „Das ist unmöglich,“ antwortete er mit rauher Stimme.

Rafaella sah ihn einen Augenblick entgeistert an. „Aber du hast mich doch geküßt, Don?“

Ja, das hatte er. Bransen schwieg. Aber das Meer schrie aufs neue.

Rafaellas Gesicht wurde hart. Ihr Mund verzerrte sich. Es schien, als ob sie weinen wolle, doch sie weinte nicht. Sie war plötzlich häßlich, in einer fieberhaften Entschlossenheit. Bevor er auf sie zuspringen konnte, hatte sie mit einem einzigen Griff ihre Ketten, den Schal, die Spitzen von sich gerissen. Sie riß die Arme in die Luft und taumelte vorwärts, sie stolperte und fiel. Ihr Kopf hing im Wasser.

Bransen riß sie zurück. Sie war leblos und ließ alles mit sich geschehen. Bransen zitterte vor Entsetzen; wußte dieses Mädchen denn nicht, daß sie ihn vernichtete!? Er sprach auf sie ein, nahm sie in die Arme, er flehte sie an. Ihre Blicke waren krank.

Sie fuhren zurück, und Bransen zitterte noch immer. Er brachte sie in ihre Wohnung. Er entkleidete sie und legte sie ins Bett. Er saß eine Stunde neben ihr.

Sie schlug die Augen auf. „Verzeih' mir,“ flüsterte sie. Und sie sagte, den Kopf matt vom Rissen erhebend:

„Geh' jetzt, Don. Wir wollen gute Freunde sein. Du kannst mich nicht heiraten. Ich verstehe dich. Ich will dich nie wieder belästigen. Aber vielleicht hast du mich doch gern.“

(Fortsetzung folgt).

# Das Gesicht des Herrn von Brion.

Von Karl Febern.

Vom Tarn zur Rude über die schwarzen Berge führten zwei Straßen in das heiße Tal des Freiquel hinab. An der einen lag ein Dorf; weiße Steingebirge zwischen Kastanien und Buchen, Granaten und Oelbäumen. Spät im August 1632 schollen Hufschläge und Waffenlärm vom Berge her; dann ritten sechzehn Herren in Koller und Spitzkragen, mit Federhüten und Barboheren vor, hielten am größten Hofe, sprangen ab und fragten, ob die Unterkunft bestellt sei. Schon kam ein anderer Herr ihresgleichen lachend und grüßend aus dem Hause, der breite Wirt folgte, Aechte fahnen die schöngeschürzten und schweißbedeckten Köpfe an den Bäumen und zogen sie den Ställen zu, und mit tiefsten Verbeugungen führte der Wirt den vornehmsten der Herren, der noch jung war, aber mit müden Augen, und wie alle Boden und Spitzbart trug, in sein bestes Zimmer; fröhlich plaudernd folgten die anderen; eine lange Tafel war gedeckt, Wein und Essen aufgetragen; eine schöne alte Frau trat knigend ein und wünschte Willkommen; junge Gesichter spähten neugierig durch Gänge und Türen.

Draußen dunkelte es rasch; die Herren tafelten noch; als der jüngste und schönste unter ihnen — jung waren die meisten — eintrat: „Mädchen, Frauen sind hier.“ berichtete er, „schlanke und hochgewachsene, mit herrlichem Gang, eine schöner als die andere; die Grazien müssen den Ort gegründet haben! — Eure königliche Hofeitel . . .!“ begann er, wollte offenbar Besonderes sagen, aber der mit den müden Augen wehrte ab. „Morgen, übermorgen wird vielleicht mit all unseren Sünden abgerechnet.“ sagte er, „wir wollen heute keine neuen auf uns laden. — Gute Nacht meine Herren! Wir wollen alle zu Bett und morgen mit dem frühesten weiser! Damit ging er, und die anderen folgten. Männer mit Fadeln leuchteten ihnen über den Hof voran, die steinernen Treppen hinauf in die weiten Zimmer mit den mächtigen zweischläufigen Himmelbetten, während andere sich im Dorf verteilten.

Drei Stunden später traten zwei der Männer, die noch über ihren Papieren gelesen, in die Steinloggia vor ihrer Zimmertür; der eine alt und weißbärtig, der andere jung, aber blaß und ernst. Der heiße Atem der südlichen Nacht wogte ihnen entgegen. In der Ferne jenseits des Tales bewegten sich Richter die Berge entlang.

„Das sind die Unseren!“ sagte der Jüngere. Der andere nickte.

Gedämpfte Musik von Geigen drang an ihr Ohr, die plötzlich lauter wurde, sich in Gesang und Stampfen mischte; dann schlug eine Türe zu, und der Schall war wieder gedämpft. Durch den Garten unter den Bäumen bewegten sich eine helle und eine dunkle Gestalt.

„Entschuldigen Sie mich, Monsieur.“ sagte der Jüngere plötzlich und schritt der Treppe zu.

„Geben Sie, Graf“, erwiderte der Ältere lächelnd.

Aber der andere blieb ernst. Er schritt über den Hof ins Vorderhaus, tappete sich durch die Gänge, der Musik nach, öffnete eine Türe, sah die schwebenden Musikanten, sah die Tische mit den Weinkrügen, sah in der Mitte wohl zehn der Herren, die heimlich ihre Zimmer wieder verlassen, mit den Mädchen tanzen und scherzen. Durch die Fenster sah er von draußen finstere Gesichter hereinkarren. Bei seinem Eintreten entstand eine Pause.

„Wo ist Herr von Conigh?“ fragte er.

„Oh, Conigh? — Conigh! Herr von Conigh!“ riefen die anderen laut, „Herr von Conigh!“ Herr von Brion verlangt nach Ihnen!“

Es dauerte eine Weile, bis der Gerufene, der jüngste der Herren, erschien. Zerstreut lachend strich er sich die blonden Locken aus der Stirn.

„Sind die Pferde besorgt? Ist das meine verbunden?“ fragte Brion.

„Ich weiß es nicht, ich denke.“ erwiderte der andere.

„Sie wissen es nicht . . .? Sind Sie unter mir Stallmeister oder nicht?“

„Ich habe Ihnen den Dienst aufgesagt!“ erwiderte der Junge trotzig.

„Ihre Zeit ist noch nicht um!“ sagte der andere, immer gleich ernst.

„Schön. Aber jetzt habe ich anderes zu tun. Sie vergehen!“ erwiderte Conigh lachend, drehte sich auf den Fersen um und ging.

Die anderen schwiegen. Brion stand still und sagte kein Wort. Einer, der reichsgeliebte unter den Ränzern, trat begütigend auf ihn zu. Brion fragte nach den Pferdebedienten, hieß sie wecken, eine Laterne bringen und ging mit ihnen nach den Ställen. Die Musik fiel wieder ein. Als er über den Hof schritt, sah er im Garten zwei Schatten aufeinander zuellen.

Als am frühen Morgen ein Trommler durch die stillen steinigen Straßen zum Aufstehen blies und der Herzog mit den Älteren Herren die Treppe herunterkam, Klang noch immer die Musik, standen oder saßen die bleichen Männer und Frauen mit wülstigen Haaren noch im Langsaal. Mit Entschuldigungen eilten sie nach ihren Pferden; der Herzog war sichtlich unzufrieden. Der Wirt, mit dem der Weißbärtige abrechnete, verbeugte sich unschuldige Male.

In dem Augenblick, da sie abreiten wollten, warf sich eine grauhaarige Frau ihnen in den Weg. „Gnädiger Herr! meine Tochter!“ jammerte sie, „Ihr ist heute nacht Unheil geschehen!“

„Eine so alte Blude sollte ihre Mädchen wohl hüten können!“ antwortete der Herzog lachend.

„Vornehmerer Engel könntest du dir nicht wünschen!“ rief ein anderer und warf ihr ein Gelbitz zu.

Finstere Gesichter sahen den Abreitenden nach. Plötzlich flog ein Stein und ein zweiter. Zwei der Herren wendeten ihre Pferde, und alles floh.

Uebernächtigt, übellaulig ritten sie ins Tal. Am Fluß, wo die andere Straße mündete, stießen sie auf ihre Schar. In der Ferne stiegen Staubwolken auf. Jenseits des Flusses waren die Wiesen von Reitern voll. „Montmorench!“ schrien die von drüben; „Orléans!“ schrien die Angekommenen zurück.

Ein wunderbarer Reiter trieb sein Pferd durch den Fluß und sprang ab. Der Herzog von Orléans tat das gleiche, und beide umarmten einander. Andere traten zu ihnen, wechselten Briefe, breiteten Karten aus und hielten Kriegsrat.

„Bei Castelnau-dary steht Schwaberg mit wenig Leuten; dort greifen wir ihn morgen an und schlagen ihn.“ sagte der Herr von Montmorench, „und jetzt reiten wir, daß wir zum Essen kommen.“

Am Abend in seinem Quartier im Schloß von Beaucaire schrieb der Graf von Brion eine Herausforderung an Herrn von Conigh; dann hieß er einen Diener nachsehen, ob die Herren von Jouy und von La Mothe-Goulas noch wach wären; sie sollten seine Forderung überbringen. Da sie schliefen, legte er den Brief auf den Tisch, warf sich auf sein Bett und sank selbst übermüdet in Schlaf.

Ein Pochen an seiner Tür weckte ihn; durch die Fenster schien der helle Morgen. Dennoch glaubte er noch im Traum zu liegen. Zwischen dem Tisch und ihm stand ein langer, blasser Mönch und sah ihn mit ernsten, durchdringenden Augen an. Jetzt öffnete er den Mund zu einem kalten traurigen Gruß: „Memento mori!“ sagte er. Bestürzt richtete Brion sich halb im Bette auf, aber der Mönch hob abwehrend die Hand und sprach mild und traurig: „Ich weiß, daß Ihr in ein schweres Gefecht reitet: drum komme ich, Euch zu mahnen, daß Ihr in dieser Stunde Eurer Sünden gedenket, nicht neue auf Euch ladet. Der Tod wartet überall, hinter jedem Stein; aber es ist nur der zeitliche Tod, nicht der ewige. In den Kämpfen ihrer Herren zu sechten und zu töden ist der Edelste Pflicht; aber Unbesonnene begehen tödliche Sünde, um nichtiger Ursache willen in Zweikämpfen den eigenen Bruder mordend, wie Cain . . .“ Er verstummte, faltete die Hände und schien zu beten. „Wohl dem, der einen gnädigen Richter findet!“ sagte er noch, machte das Zeichen des Kreuzes über den Liegenden und schritt langsam aus der Tür.

Verroffen, ohne sich zu rühren, sah Brion ihm nach. Auf dem Tisch lag weiß der Brief an Conigh. Leichte Flammen schienen um ihn zu lodern, wurden größer, flogen steil aus dem Tisch und den Fußboden empor, loderten durchsichtig und hoch, und in ihrer Mitte lag etwas Schweres, was er nicht erkennen konnte; jetzt sah er, daß es ein Mensch war, der hingestreckt lag, aber nicht auf dem Tisch, sondern tiefer, wengleich über dem Fußboden. Unter dem Kitz sah die bunte Seide des Waffenrocks hervor; blonde Haare fielen von der Schläfe; das Gesicht vermochte er nicht deutlich zu sehen. Dennoch erkannte er Conigh; die eine Hand hing herab; unter dem Kitz über den Waffenrock und die goldenen Franzen der blauschwarzen Schärpe tropfte dunkles Blut, rann immer mehr und stärker und sammelte sich, während die Flammen lautlos um den Toten züngelten.

In dem Augenblick ward das Pochen an seiner Tür, das er plötzlich die ganze Zeit gehört zu haben meinte, stärker; die Tür öffnete sich, und die Herren von Jouy und La Mothe-Goulas traten fröhlich ein.

Brion, der noch immer, beide Hände hinter sich aufgestützt, halb erhoben im Bett lag, sah sie verstört an. Sie baten ihn, sie wissen zu lassen, was er von ihnen wünschte, da sie wie stets böllig zu seinen Diensten stünden; aber er schüttelte nur den Kopf und fragte, ob sie einen Mönch gesehen hätten. Sie verneinten es. Er fragte später die anderen im Hause; bei keinem war ein Mönch gewesen. So schweig er und entschuldigte sich, da er ihrer nicht mehr bedürfte, und sie gingen verwundert. Den Brief, den er geschrieben, verbrannte er an der Kerze, die neben seinem Bette stand; dann fragte er, wo er einen Geistlichen finden mochte. Man sagte ihm, daß eine Begtunde weit in der Richtung ihres Juges ein kleines Kloster läge. Als sie vorüberkamen, stieg er ab, begehrie zu beichten und empfing das Abendmahl. Da er fragte, ob ein Mönch des Klosters am Morgen im Schloß von Beaucaire gewesen, schüttelte man den Kopf.

Wie im Traum ritt er weiter, dem kleinen Heere nach. Da schlug ein Lachen an sein Ohr, und er sah Conigh, der einen Scherz erzählte. Er konnte nicht anders und ritt auf ihn zu. Der junge Mensch schloß die Lippen, richtete sich im Sattel auf und sah ihm entgegen. Beide grüßten steif. Aber als Brion nur fragte: „Haben Sie gebichtet Conigh“, da mußte der andere wieder lachen. „Nicht nur um das Heil unserer Pferde, auch um das unserer Seelen sind Sie besorgt, Graf?“ fragte er.

Brion erwiderte nichts mehr und ritt weiter. Wie im Traum sah er den Hügel mit den weißen Mauern und Häusern von Castelnau-dary aufsteigen, sah in den Nestern und Weinbergen Helme und Spieße leuchten und das Wasser des Flusses, der den Weg sperrte, in der heißen Sonne glitzern. Schon setzten die ersten vorn über die lange und enge Steinbrücke; er hörte die ersten Schüsse fallen, sah Herrn von Montmorench mit drei oder vier anderen über das Brücklein reiten, über einen Graben setzen und vom Pferd stürzen, sah den Grafen von Moret, der durch einen Hohlweg emporzudringen versucht hatte, mit zerfetzter

Schalter herab zuflügelnd, sah die ganze Vorhut in Unordnung über die Plätze zurückweichen. Vom Castel herab donnerten die Kanonen, daß blaue Rauchwolken über den Mauern standen. Er sah die fröhlichen Herren, die in der vergangenen Nacht getanzelt, ihre Köpfe wendeten und flüchten, und da zum Rückzug geblasen wurde und die dichte schreckerregte Masse in wirbelndem Staub auf ihn zuströmte, bog er nach den Wiesen aus. Da schaute sein Pferd und sprang seitwärts; vor ihm lag Conig auf der Erde; der eine Arm hing herab, die blonden Locken fielen wie über das blaße Gesicht, unter dem Strich über den seidenen Waisenrod und die goldenen Franzen der blauen Schärpe lief dunkles Blut, das sich auf der Erde sammelte. . .

Erst viele Tage später erzählte der Graf von Arion den Herren von Noub-Cardini und von La Motte-Goulas, was er erlebt hatte, und der vür Goulas hat es im vierundzwanzigsten Kapitel seiner Memoiren aufgezeichnet.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Gebrüder Paetel, Berlin, der ausgezeichneten Sammlung „Hundert Räbellen“ von Carl Febern entnommen. Preis geb. 6 Mk., geb. 7 Mk.)

### Armer Herr Gobelin!

Zu dem in Nr. 20 der Unterhaltungsbeilage Ihres Blattes enthaltenen Artikels „Es war einst ein Herr Gobelin“ gestatten Sie mir gütigst einige Randbemerkungen, und ich hoffe, der Verfasser des hübschen Artikels ziern mir nicht darob.

Es ist gut und löblich von Zeit zu Zeit der Verdienste eines längst Dahingegangenen zu gedenken, wenn die Allgemeinheit ihm Dank schuldet. Aber Herr Gobelin ist auf diese Weise in Besitz von Ehrungen gelangt, welche ihm nicht zuzukommen. Gewiß, er muß ein tüchtiger Färber gewesen sein, und auch die Teppich-ergänzungen einer späteren Generation seines Namens waren sicherlich, brauchbare Ware, aber — damit sind auch die Verdienste des Hauses Gobelin erschöpft. Den kostbaren Wirkteppichen, welche heute noch den köstlichsten Wandschmuck bilden, hat er nichts gegeben, als seinen Namen — aber auch kein Düpfelchen mehr! Giftig war wenigstens der Erfinder der Dittfäule. Herr Gobelin ist ohne sonderliches Verdienst heute berühmt in der ganzen Welt — als Name! Das kam so:

Im 7. Jahrh. erreichten die Araber auf ihren Eroberungszügen Spanien und ließen sich dort für mehrere Jahrhunderte häuslich nieder. Sie brachten außer der Lehre Mahomeds, hoher Weisheit und Weisheitslehre, auch ihre reich entwickelten Künste mit. Die Weberei war eine im Orient längst heimische Kunst. Durch die Araber kam sie in Spanien Fuß und verbreitete sich nach Italien und Frankreich und bis in die fernsten Niederlande. Arabische Weber wurden nach Frankreich gerufen und dort sesshaft gemacht, um ihre Kunst auszuüben. Es entstehen einzelne Werkstätten, darunter 1550 die Schule von Fontainebleau. Die immer höher steigende Verfeinerung der kostbaren Wirkteppiche eiferte die Nationen zum Wettbewerb an. Im 14.—17. Jahrhundert erzeugt besonders Belgien herrliche Werke. Seine „Arazzi“ nach Arabas, einem der hauptsächlichsten Herstellungsorte, so genannt, genossen Weltren. Auch Italien wendet sich diesem Kunstzweig zu. Leo X. ließ nach Cartons von Raffael die berühmten vatikanischen Teppiche in Flandern herstellen.

Frankreich wollte nicht zurückbleiben. Die Schule von Fontainebleau war im Niedergang begriffen. Colbert, der hochbedeutende Minister, des künstlerisch veranlagten Ludwigs XIV. war es, welcher dem Herrn Jean Gobelin im Jahre 1667 seine Färberei und Teppichfabrik abkaufte und in diese Gebäude die staatlichen Werkstätten für die Herstellung von Wirkteppichen legte. Auch die Teppichfabrik wurde verstaatlicht und besteht heute noch neben der Wirkteppichmanufaktur. Die Größe der Gebäudeanlagen, an einem Hüfchen gelegen, die schon vorhandene Färberei, alles zugunsten die ehrgeizigen Pläne Colberts, die Pariser Manufaktur zur ersten der Welt zu machen. Und nun komme ich wieder zu Herrn Gobelin zurück. Unter seinem Namen war die Fabrikanlage bekannt. Sein Name blieb ihr und übertrug sich allmählich auf die jetzt hergestellten Wandteppiche, und will man sehr genau sein, müßte man sagen:

„Ein Gobelin ist ein Erzeugnis der in die ehemalige Färberei eines Herrn Gobelin verlegten Werkstätten der Pariser Manufaktur für Wirkteppiche.“

Armer Herr Gobelin!

Aber zum Trost sei dir gesagt: Hier trifft einmal das Wort eines Weisen nicht zu: „Name ist Schall und Rauch“. Hier verfeuert sich dein Name zum Werke selbst und ist so unszerblich geworden — auch ohne dein Verdienst.

Gertrude Charlotte Kommel.

### Fröhliche Ecke.

**Gebetswörter.** Manches Ehglück droht „um ein Haar“ in die Brüche zu gehen; um das gewollte Haar, das die Gattin am Kopf des heimkehrenden Mannes fündet.

**Sausende Fahrt.** Das Auto fuhr die Landstraße entlang. Olig sagte: „Gud mal, was da für ein hübsches Dörfchen aufsteht — da ist das Wirtshaus — wir halten wohl nicht — war das nun nicht ein hübsches Dörfchen?“

**Gebliche Redensart.** „Warum hast du mich eigentlich gehindert? Du mußt doch irgend etwas in mir bewundert haben.“ — „Ja, deine Frechheit, um meine Dand anzuhalten.“

Er entschuldigt sich. Sagt der Chef: „Sie schienen ja eben außerordentlich unhöflich mit der Dame gewesen zu sein, die gerade hinausging.“ — „Ja, das macht nichts“, sagte lächelnd der Verkäufer, „das war nämlich meine Frau.“

### Zum Kopferbrechen.

#### Räffelsprung.

vo-	ga-	rig	dor	aus	ihr	go-
aus	zeit	lea	ent-	hö-	gro-	der
gon	gan		vor-		sie	loch
ner	der		al-		ktu-	so
der	auf				stellt	tst
dumm-	sei-	mit	kopf	a-	mann	go
ihr	schlau-	kopf	geht	geht	bau-	ber

#### Gegenräffels.

Zu jedem der folgenden Wörter: Sommer — unten — schnell — Hitze — klein — Frage — alt — böse — Ende — Abend — Nichts — Aug — Weite — Schul — langsam — Feigheit — Durcheinander — Sanftmut — reich — eckig — Nacht sollen die Gegenräffels gesucht werden; die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen nennen einen berühmten Komponisten, dessen Geburtstag in diesen Monat fällt.

#### Buchstabenräffels.

**Egon Kerbsig**

Zu welcher deutschen Stadt wohnt dieser Herr? (Der Wohnort ergibt sich durch Umstellung der Buchstaben seines Namens.)

#### Diamantaufgabe.

				1					
				11	2	8			
				9	2	3	13	4	
				12	6	18	4	8	6
				14	8	18	4	5	15
				1	2	3	4	5	1
				4	17	7	21	6	4
					6	9	10	7	2
						4	6	8	22
							8	9	9
									10

Für jede Zahl ist ein entsprechender Buchstabe einzusetzen, sodann nennen die wagerechten Reihen 1. einen Konsonanten, 2. einen Vokal, 3. eine griechische Insel, 4. ein asiatisches Kaiserreich, 5. einen Obstbaum, 6. einen Europameister im Bogensport, 7. den letzten Tag eines Jahres, 8. ein in letzter Zeit von Ueberflutungen schwer heimgesuchtes Land, 9. einen Toilettenartikel, 10. einen Nebenfluß der Donau, 11. einen Konsonanten.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der senkrechten Mittelreihe wieder den Namen des unter Nr. 6 genannten Sportsmanns.

#### Tier und Pflanze.

Jagd auf das Alpenstier  
Erfordert Mut und Mäh'n.  
Fügt du ihm zu ein „ü“,  
Enthält's viel Kalorien

#### Auflösung Nr. 4.

**Kreuzwörterräffels.** Wager.: 1. Gms. 4. Len. 7. April. 9. Laura. 10. Degen. 11. Jenne. 13. Eisen. 15. Orbsje. 17. Memel. 19. Hr. 20. Engel. 21. Kurmi. 22. Serie. 24. Horn. 25. Niets. 26. Gas. 27. Erz. — Senkr.: 2. Marine. 3. Spa. 4. Tib. 5. Elegie. 6. Taler. 8. Jener. 11. Hirse. 12. Cepel. 13. Offen. 14. Negri. 16. Anker. 17. Medina. 18. Luther. 19. Umbra. 23. Eis. 24. Ne.

**Silberräffels.** Franz Grillparzer: „Das goldne Dlies“. 1. Faksr. 2. Rothschild. 3. Alba. 4. Nantes. 5. Zeiffa. 6. Guano. 7. Mietschel. 8. Irland. 9. Latein. 10. Nichtenrade. 11. Passio. 12. April. 13. Klengi. 14. Pitone. 15. Cos.

**Räffels:** Die Explosionskatastrophen in Berlin.

**Ergänzungsaufgabe:** Staat. Markt. Waser. Stein. Dist. Krei. l. Aben. Bau. e. Ferd. yeder. selch. Mübe. — Starkes Bestreben auf der Seite

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Etyra, Poggau.